

Datum: 01.04.2010

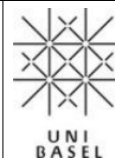
# Basler Zeitung

DIE ZEITUNG DER NORDWESTSCHWEIZ

Beilage 550 Jahre Uni Basel

Redaktion BaZ  
4002 Basel  
061/ 639 11 11  
www.baz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 88'187  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.7  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 10  
Fläche: 170'649 mm<sup>2</sup>

## Eine Hochschule wie keine andere

Die Universität Basel spiegelt Geschichte und schreibt selber Geschichte



**Feierlicher Moment.** Die Einführung der Universität Basel 1460 in einem Stich aus Christian Wurstisens «Basler Chronik» von 1588. Foto Staatsarchiv Basel-Stadt, Bild 13, 14.

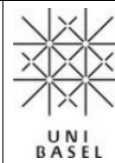
**ARGUS**   
MEDIENBEOBACHTUNG

Medienbeobachtung  
Medienanalyse  
Informationsmanagement  
Sprachdienstleistungen

ARGUS der Presse AG  
Rüdigerstrasse 15, Postfach, 8027 Zürich  
Tel. 044 388 82 00, Fax 044 388 82 01  
www.argus.ch

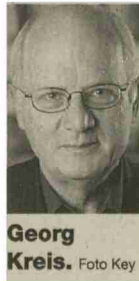
Argus Ref.: 38451754  
Ausschnitt Seite: 1/6





## GEORG KREIS

**An Geburtstagsanlässen wird gerne vom Besonderen geredet. Das ist im Falle der 550-jährigen Jubilarin eben das hohe Alter. Hinzu kommen aber auch die besondere Stadtverbundenheit und die Doppelträgerschaft mit Baselland.**



Georg Kreis. Foto Key

Die 1460 in Basel gegründete Universität ist eine späte Frucht des 1431 nach Basel einberufenen Konzils. Mitten in Europa gelegen und mit der nötigen Infrastruktur ausgestattet, eignete sich Basel ideal als Konzilsstadt. Als Bischofssekretär war ein gewisser Enea

Silvio Piccolomini dabei und rühmte die schmuckvollen Häuser und Klosterschulen, die Brunnen und Plätze, die grünen Bäume – und die schönen Frauen.

Das rund 10000 Menschen umfassende Zentrum am Rheinknie mit keltisch-römischen Wurzeln und mit seiner wichtigen Brücke bildete schon damals einen überregionalen Pol und war in seiner Zeit fast eine Grossstadt. Wenige Kilometer rheinabwärts war aber als Konkurrenzort Freiburg im Breisgau, und dort war schon 1457 eine Universität gegründet worden.

**ÄLTER.** Es gibt noch um einiges ältere Universitäten in Europa. Um nur gerade zwei Universitäten weiter unten im Rheinland zu nennen: in Heidelberg seit 1385, in Köln seit 1388. Aber in der Schweiz war Basel lange Zeit, das heisst während beinahe vier Jahrhunderten, die einzige Universitätsstadt. Zürich und Bern folgten erst 1833/34.

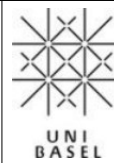
Die Überlieferung berichtet, dass die Stadt mit der langjährigen Beherbergung des Konzils auf den Geschmack der wissenschaftlichen Tätigkeit gekommen und darob das Bedürfnis nach einer permanenten Universität aufgenommen sei. Als Piccolomini 1458 zum Papst Pius II. gewählt wurde, entsandte Basel seinen Bürgermeister nach Rom.

Dieser liess sich eine Ermächtigung zur Gründung einer Universität geben.

Das Hauptmotiv dürfte darin bestanden haben, wie andere Orte, mit denen man mithalten wollte, ebenfalls eine derartige Institution mit zentrumsverstärkender Wirkung zu haben. Eine solche Schule war ein Wirtschaftsfaktor und sollte sich insbesondere für die lokalen Gewerbe des Buchdrucks als zentral erweisen. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde in der Stadt mit ihrer vergleichsweise lockeren Buchzensur eine grosse Zahl von Druckern gezählt. Bekannt sind die Namen Amerbach, Petri, Froben, Oporin.

Zudem sollte die angestrebte Universität den Söhnen der Stadt als Ausbildungsstätte dienen und den Nachwuchs an höheren Geistlichen, Ärzten und Rechtsverständigen sichern. Ferner wurde in den fremden Studenten eine Einnahmequelle gesehen. So war die Stadt bereit, eigene Mittel dem künftigen Universitätsbetrieb zur Verfügung zu stellen. Die zuvor erstellte Kostenschätzung wies eine grosse Spannweite auf. Insofern war das Projekt tatsächlich ein Wagnis, letztlich aber eine gute Investition – wie die 1225 über den Rhein gebaute Brücke.

**BÜRGERLICH.** Es fällt auf, dass die Vorbereitung zur Basler Universitätsgründung ausgesprochen zügig vorangetrieben wurde. Das nötige Gebäude war noch vor der Gründungsfeier von der Stadt gekauft worden, sodass man gleich nach der feierlichen Einweihung im Münster vom 4. April 1460 mit dem Unterricht beginnen konnte, dies sogar drei Wochen vor der drei Jahre zuvor gegründeten Universität Freiburg, und mit mehr Studierenden als dort. 277 zählte man im ersten Jahr, später gab es allerdings auch Zeiten mit viel weniger Studenten. Im Unterschied zu anderen Universitäten, die von Fürsten – zum Beispiel von Albert-Ludwig in Freiburg – in einem obrigkeitlichen Akt implantiert wurden, kann man von der Basler Universität sagen, sie sei ein republikanisches Produkt und stets eng mit der



Stadt verbunden gewesen. Gleiches galt für wenige Ausnahmen im Reich (zum Beispiel Erfurt) und für die in der

## Am Anfang der Uni Basel standen das Konzil und das lokale Gewerbe des Buchdrucks.

Schweiz viel später gegründeten Schwesteruniversitäten.

Die Betonung der Bürgerverbundenheit wird als Basler Besonderheit verstanden. Inzwischen wird dies auch von anderen Universitäten in Anspruch genommen. Kürzlich betonte die Frankfurter Goethe-Universität in einem Inseurat, dass sie 1914 aus Bürgerstolz gegründet worden sei, dass sie diesen Gemeinschaftssinn erneuern und ein inspirierendes Wir-Gefühl schaffen wolle. In diesem Sinne, so kann man sagen, war Basel bereits während 550 Jahren modern.

Die historischen Schilderungen der besonderen Umstände der Universitätsgründung betonen die Bürgerinitiative und die Bürgerbereitschaft, Betriebsmittel beizusteuern. Diese Bereitschaft sollte sich häufig wiederholen. Zum Beispiel 1661 mit dem Erwerb des vom Verkauf ins Ausland bedrohten Amerbachschen Kabinetts – die Ausgangsbasis unserer heutigen Museumswelt – und der Übergabe an die Universität. Edgar Bonjour in seiner Jubiläumsgeschichte von 1960 dazu: «Durch ein Zusammenwirken von Gelehrten und Magistraten ist dieser schöne Akt staatlichen Mäzenatentums und kulturellen Verantwortungsbewusstseins zustande gekommen, der in der ganzen damaligen Schweiz nicht seinesgleichen hat.»

**VERSTÄNDLICH.** Die Universität war aber nicht immer das «Kleinod» der

Stadt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschien die Universität als etwas Überflüssiges und Unnützes, jetzt sprach man von «unbegreiflicher Unvertragsamkeit zwischen den Politikern und der im Schlummer versunkenen Universität». Staatsschreiber Isaak Iselein, der in den Wissenschaften jedoch «die Seele der bürgerlichen Gesellschaft» sah, regte damals in einer Schrift von 1758 – vergeblich – die Einrichtung einer Akademie an, an der für die Bürger in deutscher Sprache allgemeinverständliche Vorträge über Ackerbau, Forstkunde, Färberei, aber auch über Moral und Politik gehalten würden.

Zu einem wirklich starken Leitgedanken wurde die Bürgerverbundenheit erst im Laufe des 19. Jahrhunderts. Sie wurde von aus Deutschland Zugezogenen speziell wahrgenommen. Das Kundtun dieser externen Wahrnehmung trug einiges dazu bei, dass das Lob auf diese Tugend zu einem Leitmotiv wurde. 1851 betonte der Deutsche Christian Friedrich Schönbein (an den in Basel auch eine Strasse erinnert) in der Verteidigungsschrift gegen die beantragte Abschaffung der Universität zugunsten einer Gewerbeschule, das Eigenartige der Basler Alma Mater bestehe im Gegensatz zu den deutschen Hochschulen darin, dass sie nicht kastenartig von der Bevölkerung abgeschlossen, sondern in engen Beziehungen zum Gemeinwesen und durch Vereine und Gesellschaften auch in stetem Kontakt mit der Bevölkerung sei. Er selbst gehörte einer der Kleinbasler Ehrengesellschaften an.

Das Gegenstück zur Bürgerverbundenheit war die Universitätsverbundenheit der Bürger. Diese konnte sich vor allem in finanzieller Grosszügigkeit manifestieren. Aber auch darin, dass man in Basel eine Universitätskarriere für erstrebenswert hielt. Dies war insbesondere im 18. Jahrhundert dermassen der

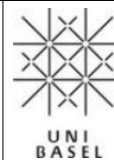
Fall, dass die Verbaslerung des Professorenkollegiums zu einem Thema wurde: Die Professur für Hebräisch zum Beispiel war von 1588 bis 1732 ohne Unterbruch in den Händen der Familie Buxtorf. Sogenannte Hausberufungen wurden als positives Zeichen gewertet. Beim Jubiläum von 1760 lobte man sich selbst: Der akademische «Mutterschoss» sei derart fruchtbar, dass man nicht nur keine fremden Berufungen brauche, sondern sogar Gelehrte an andere Universitäten abgeben könne. Lange Zeit sah man in Hausberufungen keinen Makel, ganz im Gegenteil, sie waren ein stolzes Indiz dafür, dass man guten Nachwuchs erzeugt hat.

**NÜTZLICH.** Es gab allerdings auch die andere Seite: Man hielt die Universität zwar in Ehren, es dominierte aber der «Geist des Handels», wie ein Beobachter im ausgehenden 18. Jahrhundert bemerkte. Auf diese Zeit könnte sich das Bonmot beziehen, wonach man den begabtesten der Söhne im eigenen Kontor einsetze und den dümmsten Professor an der Universität werden liess.

Mit Bürgersinn war vor allem die Bereitschaft gemeint, über Sammlungen die Universität mit Spenden zu unterstützen. Diese Bereitschaft manifestierte sich in den 1840er-Jahren beim Bau des grossen Museums an der Augustinergasse wie bei weiteren Bauten. Anlässlich des Jubiläums von 1860 kam auf diese Weise ein stattlicher Betrag zum Bau einer Sternwarte zusammen. Aus diesem Projekt ging dann 1874 das Bernoullianum (mit seiner kleinen Kuppel auf dem Dach) hervor, wobei der Bau nicht nur der Astronomie, sondern auch der Physik und der Chemie diente.

Bei der Grundsteinlegung würdigte Ratscherr Prof. Wilhelm Vischer, «dass sich in ächt republikanischer Weise freiwillig Hunderte von Bürgern beteiligt





haben. Es wird die Anstalt als eine Schöpfung werktätigen Bürgersinnes dastehen, wird darum auch von allen Ständen benutzt werden, allen zur Belehrung und zum Heile dienen.» Wichtig war, über eine imposante Doppeltreppe erreichbar, der zentrale Vortragssaal, in dem dann neben den Vorlesungen auch Publikumsvorträge gehalten wurden. Sozusagen Vorläufer der späteren Volkshochschule, Senioren- und Kinderuni.

**ÖFFENTLICH.** Das öffentliche Vortragswesen fand bis in die 1970er-Jahre durch eine eigene Kommission in einer Institution und zum Teil in der Alten Aula (an der Augustinergasse) und zum Teil auch in der Neuen Aula (am Petersplatz) statt. Die Beleuchtung der Alten Aula liess lange zu wünschen übrig. Als 1890 der grosse Vortragssaal des Bernoullianums mit elektrischem Licht anstelle der Gasbeleuchtung ausgestattet wurde, ertönte sogleich der Ruf nach einer analogen Verbesserung auch im Vortragssaal an der Augustinergasse: «Wann endlich hört einmal der Augenmord in der Aula des Museums auf? Man sollte doch auf die Studierenden und die anderen Leute, die gerne Notizen machen, etwas mehr Rücksicht nehmen. Aber auch ohne diese Voraussetzungen ist die gegenwärtige Kerzenbeleuchtung der Aula geradezu lächerlich» («National-Zeitung» vom 6. Februar 1890).

Wenige Jahre später übernahm die 1835 zur Unterstützung der Universität gegründete Freiwillige Akademische Gesellschaft (FAG) die Hälfte der Baukosten des 1885 eröffneten Vesalianums (zwischen Alter Gewerbeschule und heutigem Kollegiengebäude). Wilhelm His, noch für beide Bereiche Anatomie und Physiologie zuständig, frohlockte an der Eröffnungsfeier: «Als ein frisches Glied reiht sich das Vesalianum in den Kranz von jenen baslerischen Institutionen ein, die einem schönen Zusammenwirken von staatlicher Fürsorge und privater Opferwilligkeit ihr Dasein verdankt.» Das Gebäude werde ein «bleibendes Zeichen des in der Bürgerschaft

herrschenden Sinnes für Gemeinwohl und für das wissenschaftliche Leben» und für kommende Generationen ein «Vorbild gleichgesinnten Wirkens» sein.

**GROSSZÜGIG.** Rund die Hälfte der Baukosten der 1896 eröffneten Universitätsbibliothek waren wiederum von der FAG beigesteuert worden. Damals wurde Verbundenheit mit einem grossen Festzug quer durch die Stadt vom alten Universitätsviertel auf dem Münsterhügel hinüber zum neuen Universitätsviertel auf dem Petershügel zum Ausdruck gebracht.

Die Feierlichkeiten vom Juni 1939 zur Einweihung des neuen Kollegiengebäudes am Petersplatz gaben erneut Gelegenheit, Volksverbundenheit zu zelebrieren. Die «Freunde der Universität» (Absolventen der Universität und emeritierte Professoren) schenkten der Universität eine goldene Rektoratskette und deuteten diese als Ausdruck dafür, dass Volk und Universität in einem «unlösbaren Bund» zusammenstehen. Auch in der grossen Münsterfeier von 1939 wurde der Topos der Bürgerverbundenheit beschworen. Regierungsrat Fritz Hauser evozierte das Bild der besonderen Zuneigung der Bevölkerung zu ihrer Universität. Der Sozialdemokrat zog es aber vor, statt von Bürger- von Volksverbundenheit zu sprechen. Man sei stolz, nicht wegen der Tatsache, dass man die älteste Universität der Schweiz habe, sondern «weil sie aufs Tiefste mit unserem *Volksbewusstsein* (Hervorhebung im Original) verbunden ist».

Weiter führte er aus: «Ich kenne tatsächlich keine Universität – und ich habe viele kennengelernt –, die so im Volke verbunden ist wie unsere Basler Universität. Sie war bei uns nie ein Fremdkörper und hat es auch immer verstanden, ihre Wissenschaft in populärer Form dem Volke bekannt zu geben, wie vor allem auch die Institution der Volkshochschule unendlich viel Segensreiches gewirkt hat.»

**MÄZENATISCH.** Beim Jubiläum von 1960 erwiesen sich die Freunde der Universität (Firmen und Private) erneut sehr

grosszügig und errichteten einen Fonds von über elf Millionen Franken. Still praktiziertes Mäzenatentum unterstützt auch ohne Jubiläumsanlässe immer wieder die Universität, in unserer Zeit zum Beispiel beim ersten Lehrstuhl für Afrikageschichte und der Einrichtung des Europainstituts.

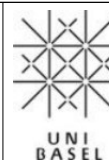
Die enge Verbundenheit von Universität und Stadt wurde naheliegenderweise bei jedem bisher durchgeführten Jubiläum beschworen. Das Jubiläum

## In Basel wurde der Trend, Universitäten in die Autonomie zu entlassen, relativ früh aufgegriffen.

zum 550-jährigen Bestehen ist diesbezüglich allerdings zurückhaltender. Eine nicht näher definierte Öffentlichkeit wird höflich eingeladen, sich für die Universität als Anstalt zu interessieren, die Wissen verbreitet und produziert. Die Universität will einen intensiveren Dialog mit der Gesellschaft pflegen.

Die Zurückhaltung in der Verwendung des Bürgerbegriffs erklärt sich mit der wohlbegründeten Rücksicht auf die Tatsache, dass der Stadtkanton nicht mehr der alleinige Träger der Universität ist und «Bürger» in den Ohren der ehemaligen Untertanen – nach über 170 Jahren der Selbstbefreiung – im nun paritätisch mittragenden Kanton Basler-Landschaft zum Teil noch immer ein Herrenbegriff und darum für sie wenig anschlussfähig ist.

Die Wertschätzung universitärer Leistungen bildet sich in der Vergabe von Strassennamen aus. Es gibt 32 solche Strassen, angefangen mit der Bernoullistrasse (1862), der Schönbeinstrasse (1868), der Eulerstrasse (1871) und der Socinstrasse (1900), alle zur Markierung des neuen damaligen «Aus-sen-» und Universitätsquartiers, das als Gegenstück zum Geldquartier der «Dalbe» als die Kopf- beziehungsweise «Hirni-Dalbe» bezeichnet wurde. Auch später: Karl Jaspers hat nicht in der «Dalbe»



oder auf dem Bruderholz gewohnt, sondern an der Austrasse Nummer 126 (wo ein Messingschild daran erinnert).

**WELTVERBUNDEN.** Die Universität ist, wie gesagt, aus lokalem Bürgerinteresse hervorgegangen. Schon damals aber – und inzwischen in wachsendem Masse – war Weltverbundenheit eine grosse Selbstverständlichkeit und natürlich eine Notwendigkeit. Welt war zunächst europäische Welt: Bereits in der Frühzeit warb man zum Beispiel teure italienische Rechtsgelehrte an, weil man so die Attraktivität Basels steigern wollte.

Wie misst man Weltverbundenheit? Am akademischen Austausch mit der weiten Welt! Die Internationalität in der Zusammensetzung der Dozierenden wie der Studierenden ist eines der Kriterien. Dieser Optik liegt die gängige Auffassung zugrunde, dass Vielfalt (die sich freilich bei Weitem nicht nur über Staatszugehörigkeit statuiert) eine wichtige Voraussetzung für Kreativität und Produktivität ist, weil bestimmte Arten von Differenz stimulierend wirken.

Ausländische Dozierende waren und sind ein Indiz für die Attraktivität Basels, man konnte sie berufen und man konnte sie hier behalten. In der ganzen 550-jährigen Geschichte sind keine Fälle bekannt, da fremdenfeindliche Vorbehalte gegen ausländische Dozierende laut wurden. Auch heute gibt es in Basel keine Diskussionen, wie sie zum Beispiel im fernen Zürich unerfreulicherweise angezettelt worden sind.

Heute könnte man, sofern das überhaupt ein nützliches Unterfangen ist, 244 fest beschäftigte Dozierende aller Kategorien zählen: 110 mit schweizerischer, 99 mit deutscher und 35 mit anderer Staatsbürgerschaft. Mit anderen Worten: Eine Mehrheit der Dozierenden, die mehrheitlich schweizerischen Nachwuchs ausbildet, sind, um das unschöne Wort zu gebrauchen, Ausländer beziehungsweise Bürger und Bürgerinnen anderer Staaten.

Ein anderes Verständnis von Weltverbundenheit meint die Auseinandersetzung mit relevanten Problemen der

Welt – man denke an die Gesundheits- und Armutsfragen, die Umwelt- und Friedensfragen. Natürlich auch die Europafragen! Dies im Gegensatz zu zwar hoch ausgeklügelten Fragestellungen, jedoch zu «weltfremden» Problemen. Universitäten brauchen eine gute Mischung von Distanz und Nähe, zwischen Ungebundenheit und Solidarität. Was dies aber wirklich bedeutet, kann man stets nur konkret entscheiden.

**VORBILDLICH.** In der Geschichte der Universität finden sich manche Professoren, die in idealer Weise Weltverbundenheit verkörperten. Um für einmal nicht von den Bernoullis und von Euler zu reden, hier zwei andere Beispiele:

Der fortschrittliche Theologe Samuel Werenfels hatte in seinem Studium alle schweizerischen Akademien aufgesucht und Deutschland, Holland und Belgien bereist, später wurde er Ehrenmitglied englischer und deutscher Gesellschaften und zweimal, 1705 und 1722, Rektor der Heimuniversität.

Der Zoologe Rudolf Geigy gründete 1943 das Schweizerische Tropeninstitut. Noch vor Kriegsende reiste er nach Zentral- und Westafrika und kam unter anderem mit 500 Tsetsefliegen im Gepäck zurück. Als Entwicklungsphysiologe zunächst an der rein akademischen Forschung interessiert, wurden dazwischen längere Phasen der Feldarbeit im Busch zur Erforschung der Übertragung tropischer Krankheiten wichtig.

**STATISTISCH.** Während der längsten Zeit ihrer Geschichte gab es an der Universität – aus heutiger Sicht – erstaunlich wenige Studierende. 1776 schätzte ein Durchreisender deren Zahl auf 60 bis 70. Für 1827 ist bei einem Total von 121 folgende Verteilung überliefert: 60 Theologen plus zehn Missionsschüler, 13 Juristen, 17 Mediziner, 21 Philosophen. Mitte des 19. Jahrhunderts höhnte eine Basler Zeitung, man würde jeden einzelnen Studenten wie ein ankommendes Schiff mit Böllerschüssen begrüssen.

Die Attraktivität einer Universität misst sich an der Zahl und Qualität der Studierenden. Man war allerdings nicht

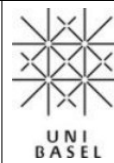
immer auf Grösse und Wachstum bedacht. Um 1918 überstieg die Zahl der Studierenden gerade die 1000er-Marke. In den Jahren 1955–1968 kam es zu einer Verdoppelung von 2000 auf 4000. Bis in die 1960er-Jahre war die Raumkapazität des engen Stadtkantons das Mass der Wachstumsvorstellungen. 1963 sah der Erziehungsdirektor in der Zahl von 4000 Studierenden die verkraftbare Höchstgrenze.

Die Kostenfrage spielte damals keine Rolle. Inzwischen haben sich die Kriterien etwas geändert. Jetzt sind der Vergleich mit dem Wachstum anderer Universitäten und die betriebswirtschaftlich vertretbare Grösse von Kleinfächern wichtig geworden. Bis 1981 kletterte die Zahl auf 6000, bis 1994 auf über 8000. Inzwischen ist die Marke von 12000 Studierenden überschritten.

**AUTONOM.** Das Verhältnis zwischen Staat und Universität wurde im Laufe der 550 Jahre immer wieder diskutiert, insbesondere nach der Reformation von 1529 und 1813/18, nachdem die Phase der revolutionären Wirren zu Ende gegangen war, dann schon wieder 1833 im Moment der Kantonstrennung und ein Jahrhundert später, 1935/37, als ein neues Universitätsgesetz geschaffen wurde.

Für die Universität begann vor 14 Jahren ein neues Zeitalter. Seit dem 1. Januar 1996 kann sie ihre Zukunft einigermassen autonom gestalten. Die Entlassung von Staatsuniversitäten in einen Status der Selbstständigkeit entsprach einem gewissen Trend der Zeit. In Basel wurde dieser relativ früh aufgegriffen und die Universität aus der Staatsstruktur von Kanton Basel-Stadt herausgelöst, weil dies eine Voraussetzung für die dringend benötigte Beteiligung des Nachbarkantons Basel-Landschaft an der Universität war. Der Zwang zur äusseren Reform begünstigte die innere Reform. Dazu gehörte auch die Herstellung transparenter Rechnungsverhältnisse.

Die Parlamente der beteiligten Kantone erteilen der Universität einen Leis-



tungsauftrag (ein damals neuer Begriff) und stellen zu dessen Erfüllung einen bestimmten Kredit zur Verfügung. Wie die Mittel aber im Einzelnen genutzt werden, kann die Universität im Rahmen des Globalbudgets selbst bestimmen.

**BEKRÄFTIGT.** 1993 gab sich die Universität ein Leitbild. Dieses verzichtete darauf, spezifisch Baslerisches festzuschreiben. Örtliche Charakteristika (wie humanistische Tradition) wurden wohl diskutiert, eine überzeugende Festschreibung wurde aber zu Recht als ein Ding der Unmöglichkeit verstanden. Neu war jetzt das inhaltliche Planen in grösseren Zeiteinheiten. Der Bericht «Die Universität Basel auf dem Weg ins 21. Jahrhundert» fasste die Jahre 1998–2007 ins Auge und nannte, abgesehen von Unterrichtsreformen, welche die Bologna-Reform ein Stück weit vorwegnahmen, die zwei auch heute noch gültigen «Makroschwerpunkte»: Leben und Kultur. 2007 wurden die Zielsetzungen im Strategiebericht für 2007–2013 bekräftigt, allerdings mit einer leicht abgeschwächten Terminologie der Profilierungsbereiche. Eine weitere Strukturierung folgte 2008: die Festlegung von Kompetenzzentren als neue mit An-

schubmitteln wirksam gemachte inneruniversitäre Kategorie.

Wie autonom ist nun die Universität? Sie ist es gegen aussen, wenn man unter aussen die staatlichen Trägerkantonen versteht, in der Nutzung der ihr zur Verfügung gestellten Mittel. Sie ist autonom in der höchst willkommenen Einwerbung von Drittmitteln. Und die innere Autonomie? Diese besteht nur bedingt. Jedenfalls bedeutet sie nicht, dass die Dozierenden unter Berufung auf die berühmte «Lehr- und Forschungsfreiheit» völlig frei wären. Verpflichtende Rahmenbedingungen ergeben sich, abgesehen vom Leistungsauftrag aus den nach dem Prinzip der akademischen Selbstorganisation definierten Lehrstühle, Lehraufträge und Studiengänge.

Zudem bestehen die Erwartung und informelle Verpflichtung, sich als Teil der grossen Forschungsgemeinschaft zu verstehen und sich in Basel und auch für Basel am universalen Prozess der Wissensgenerierung als selbstverantwortliches Subjekt autonom zu beteiligen.

**Georg Kreis** (66) war bis 2009 Professor für Neuere Allgemeine Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel und ist Direktor des Europainstituts Basel.